

MARC LEVY

Wo bist du?

Buch

Sie kennen und lieben sich seit ihrer Kindheit – Philip und Susan. Bis sie eines Tages unterschiedliche Wege einschlagen: Philip arbeitet in der Werbebranche. Susan will helfen. Sie geht mit dem *Peace Corps* nach Honduras, um den Menschen zur Seite zu stehen, deren Leben von einem Hurrikan zerstört wurde. Zwei Jahre hat sie sich verpflichtet, dort zu bleiben. Eine Zeit, in der sie sich schreiben und versuchen, sich trotzdem nahe zu bleiben. Nach zwei Jahren treffen sie sich wieder am Flughafen in New York, wo Susan ihm eröffnet, dass sie ihren Vertrag verlängert hat und gleich zurückfliegen wird. Die Briefe werden immer seltener, hören nach einer Weile ganz auf. Und Philip erkennt, dass es an der Zeit ist, an ein Leben ohne Susan zu denken. Er lernt Mary kennen, gründet eine Familie mit ihr und ist glücklich – bis Susan ein Lebenszeichen von sich gibt ...

Autor

Marc Levy wurde 1961 in Frankreich geboren. Nach seinem Studium in Paris lebte er in San Francisco. Mit siebenunddreißig Jahren schrieb er für seinen Sohn seinen ersten Roman, *Solange du da bist*, der von Steven Spielberg verfilmt und auf Anhieb ein Welterfolg wurde. Seitdem wird Marc Levy in zweiundvierzig Sprachen übersetzt, und jeder Roman ist ein internationaler Bestseller. Marc Levy lebt zurzeit mit seiner Familie in New York.

Von Marc Levy bei Blanvalet bereits erschienen:

Solange du da bist (37733),

Am ersten Tag (37658),

Die erste Nacht (37659),

Wer Schatten küsst (978-3-7645-0430-4),

Sieben Tage für die Ewigkeit (38061)

MARC LEVY

Wo bist du?

Roman

Aus dem Französischen
von Eliane Hagedorn und Bettina Runge

blanvalet

Die französische Originalausgabe erschien 2001
unter dem Titel »Où es-tu?« bei Editions Robert Laffont, S. A., Paris



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Taschenbuchneuausgabe August 2013 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2001 by Editions Robert Laffont,
S. A., Paris, Susanna Lea Associates, Paris.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: bürosüd, München

Umschlagillustration: bürosüd, München

Redaktion: Gerhard Seidl

ED · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38166-1

www.blanvalet.de

»Nur die Liebe und die Freundschaft helfen uns
über die Einsamkeit unserer Tage hinweg.
Wir haben kein Anrecht auf das Glück,
wir müssen es täglich erkämpfen und lernen,
es zu leben, wenn es sich uns präsentiert.«

Orson Welles

Für Louis,
für M.

I

Er wurde am 14. September 1974 um acht Uhr morgens auf 50°30' nördlicher Breite und 65° westlicher Länge geboren; somit befand sich seine Wiege auf einer kleinen Insel vor der honduranischen Küste. Niemand hatte dieser Geburt, der siebenhundertvierunddreißigsten im Register, besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die ersten beiden Tage seiner Existenz verbrachte er völlig unbeachtet. Seine Lebensparameter waren normal und rechtfertigten also nicht, dass man sich auf besondere Weise mit seiner Entwicklung beschäftigte. Er erfuhr die gleiche Behandlung wie alle Neugeborenen seiner Gattung; seine Konstanten wurden, wie allgemein üblich, alle sechs Stunden festgehalten. Am 16. September um vierzehn Uhr aber erregten die Resultate die Aufmerksamkeit einer Experten-Gruppe auf Guadeloupe. Man stellte sich Fragen zu seinem Wachstum, das nicht der Norm zu entsprechen schien. Am Abend konnte der Leiter des Teams, das mit seiner Beobachtung betraut war, seine Sorge nicht mehr verbergen und setzte sich mit seinen amerikanischen Kollegen in Verbindung. Etwas Gravierendes bahnte sich an, die Verwandlung dieses Neugeborenen erforderte, dass sich die

wissenschaftliche Welt mit ihm beschäftigte. Denn nun offenbarte sich der gefährliche Charakter dieser Frucht aus der Verbindung von Kälte und Wärme. Während seine kleine Schwester Elaine, im April desselben Jahres geboren, nur elf Tage gelebt hatte, weil es ihr nicht gegeben war, genug Kraft zu sammeln, wuchs er mit alarmierendem Tempo und erreichte bereits mit zwei Tagen eine beängstigende Größe. Am dritten Abend seines Lebens versuchte er, sich in alle Richtungen zu bewegen. Er drehte sich um die eigene Achse, wurde immer lebhafter, schien sich aber nicht entscheiden zu können, eine bestimmte Richtung einzuschlagen.

Am 17. September, um zwei Uhr früh, beschloss Professor Huc, während er beim Schein einer einzigen knisternden Neonlampe über seiner Wiege wachte, dass seine Entwicklung eine sofortige Taufe erforderte, um das sich anbahnende Übel zu verscheuchen. Stundenlang hatte er über seinen Tabellen, Zahlenkolonnen und Diagrammen gesessen, die Elektrokardiogrammen zum Verwechseln ähnlich sahen. In Anbetracht seiner erstaunlich raschen Entwicklung war kaum davon auszugehen, dass er an Ort und Stelle verharren würde. Sein Name stand schon vor seiner Zeugung fest: Er würde Fifi heißen. Am 17. September 1974, gegen acht Uhr, betrat er die Bühne der Geschichte, indem er die Geschwindigkeit von hundertzwanzig Stundenkilometern überschritt. Von den Meteorologen des CDO, *Centre des Ouragans*, in Pointe-à-Pitre und deren Kollegen des NHC, *National Hurricane Center*, in Miami

wurde er als Orkan erster Ordnung auf der Saffir-Simpson-Skala eingestuft. Im Laufe der folgenden Tage sollte er die Klasse wechseln und zur großen Verwirrung aller Spezialisten um eine Stufe aufrücken. Um vierzehn Uhr hatte Fifi bereits eine Geschwindigkeit von hundertachtunddreißig Stundenkilometern erreicht, am Abend waren es knapp hundertfünfzig. Am meisten aber beunruhigte seine Position, die sich gefährlich verändert hatte, sodass er sich jetzt auf $16^{\circ}70'$ nördlicher Breite und $81^{\circ}70'$ westlicher Länge befand. Und so wurde Großalarm gegeben. Am 18. September, um zwei Uhr morgens, bewegte er sich auf Honduras zu und fegte mit knapp zweihundertvierzig Stundenkilometern über seine Nordküste.

KAPITEL I

Newark Airport. Das Taxi hat sie am Bürgersteig abgesetzt und taucht im Strom der Fahrzeuge unter, die um den Passagierterminal kreisen; sie sieht ihm nach, wie es in der Ferne verschwindet. Der grüne Seesack zu ihren Füßen wiegt fast so viel wie sie selbst. Sie hebt ihn an, schneidet eine Grimasse und legt den Riemen über die Schulter. Sie tritt durch die automatischen Türen des Terminal 1, durchquert die Halle und geht ein paar Stufen hinab. Zu ihrer Rechten eine Wendeltreppe; trotz der schweren Last auf ihrem Rücken steigt sie die Stufen hinauf und läuft entschlossen den Gang entlang. Vor der Fensterfront einer Bar, die in orangefarbenes Licht getaucht ist, bleibt sie stehen und schaut hinein. Auf die Resopaltheke gestützt, schlürfen ein paar Männer ihr Bier und kommentieren lauthals die Spielergebnisse, die auf dem Bildschirm des Fernsehers zu sehen sind. Sie stößt die Holztür mit dem großen Bullauge auf, tritt ein, schaut suchend über die roten und grünen Tische hinweg.

Sie entdeckt ihn ganz hinten an der Fensterfront, die Blick auf die Asphaltpiste gewährt. Das Kinn auf die rechte Hand gestützt, huscht die linke über die Papiertischdecke und zeichnet ein Gesicht darauf.

Seine Augen, die sie noch nicht sehen kann, sind auf den mit gelben Streifen überzogenen Asphalt gerichtet, über den die Flugzeuge im Schrittempo rollen, bevor sie etwas weiter die Startbahn erreichen. Sie zögert, entscheidet sich für den rechten Gang, der sie geradewegs auf ihn zu führt, ohne dass er sie sehen kann. Sie geht an der summenden Gefriertruhe vorbei und nähert sich mit lebhaften und doch leisen Schritten. Bei ihm angelangt, legt sie ihm eine Hand auf den Kopf und zerzaust ihm zärtlich das Haar. Auf dem geprägten Papier erkennt sie ihr eigenes Porträt.

»Habe ich dich warten lassen?«, fragt sie.

»Nein, du bist fast pünktlich. Aber ab jetzt wirst du mich warten lassen.«

»Bist du schon lange da?«

»Ich hab keine Ahnung. Wie hübsch du bist! Komm, setz dich.«

Sie lächelt und schaut auf ihre Uhr. »Mein Flugzeug geht in einer Stunde.«

»Ich werde alles tun, damit du's verpasst, damit du's niemals nimmst.«

»Gut, dann fliege ich eben in zwei Minuten!«, sagt sie und setzt sich neben ihn.

»Okay, okay, ich verspreche dir: kein Kommentar mehr. Ich hab dir was mitgebracht.«

Er legt eine schwarze Plastiktüte auf den Tisch und schiebt sie ihr mit dem Zeigefinger hin. Sie legt den Kopf schief, ihre Art zu fragen: »Was ist das wohl?« Und da er ihre Mimik, den Ausdruck ihrer Augen zu deuten weiß, antwortet er: »Mach auf, du wirst schon sehen.«

Es ist ein kleines Fotoalbum.

Er fängt an, darin zu blättern. Auf der ersten Seite, in Schwarz-Weiß, ein Mädchen und ein Junge von zwei Jahren, die sich, jeder die Hände auf den Schultern des anderen, gegenüberstehen.

»Das ist das älteste Foto, das ich von uns beiden gefunden habe«, sagt er. Er blättert weiter und fährt dann fort: »Dies hier sind wir beide irgendwann um Weihnachten, ich weiß nicht mehr, in welchem Jahr, aber wir waren noch keine zehn. Ich glaube, es war das Jahr, als ich dir mein Taufmedaillon geschenkt habe.«

Susan greift in ihren Ausschnitt und zieht das Kettchen mit dem Anhänger der heiligen Theresia hervor, das sie niemals ablegt. Ein paar Seiten weiter unterbricht sie ihn und kommentiert nun selbst: »Das waren wir mit dreizehn im Garten deiner Eltern, ich hatte dich gerade geküsst, und du meinstest: ›Das ist ja widerlich!«, als ich die Zunge in deinen Mund schieben wollte. Und das hier war zwei Jahre später; diesmal fand ich es widerlich, als du mit mir schlafen wolltest.«

Auf der nächsten Seite ergreift wieder Philip das Wort und zeigt auf ein weiteres Foto. »Und wenn ich mich recht entsinne, fandest du's ein Jahr später, nach diesem Fest hier, überhaupt nicht mehr widerlich.«

Jede Seite, jedes Foto stellt eine Epoche ihrer gemeinsamen Kindheit dar.

Sie unterbricht ihn: »Du hast ein halbes Jahr übersprungen ... Gibt es kein Foto von der Beerdigung meiner Eltern? Genau damals fand ich dich ungeheuer attraktiv!«

»Hör auf mit dem Blödsinn, Susan!«

»Das meine ich ernst. Es war das erste Mal, dass du mir stärker vorkamst als ich, das hat mir unheimlich gutgetan. Weißt du, ich werde nie vergessen ...«

»Hör auf damit ...«

»... dass du es warst, der meiner Mutter während der Totenwache den Trauring abgenommen hat ...«

»Gut, könnten wir jetzt das Thema wechseln?«

»... und der mich jedes Jahr an meine Eltern erinnert hat. Du warst immer so aufmerksam, so präsent in der Woche, in der sich ihr Unfall jährte.«

»Themawechsel, bitte.«

»Na gut, dann blätter weiter und lass uns mit jeder Seite altern.«

Er sieht sie unbewegt an und nimmt den Schatten in ihren Augen wahr.

Sie schenkt ihm ein Lächeln und fährt fort: »Ich weiß, es ist egoistisch von mir, mich von dir zum Flugzeug begleiten zu lassen.«

»Susan, warum machst du das?«

»Weil ›das‹ eine konsequente Umsetzung meiner Träume ist. Ich will nicht enden wie meine Eltern, Philip. Sie haben ihr Leben damit zugebracht, ihre Raten abzustottern, und wozu? Um am Ende beide an einem Baum zu kleben mit dem schönen Auto, das sie sich eben geleistet hatten. Ihr ganzes Leben, das waren zwei Sekunden in den Abendnachrichten; die konnte ich dann am Bildschirm des schönen Fernsehapparats sehen, der noch nicht abbezahlt war. Ich verurteile nichts und niemanden, Philip, aber ich will

etwas anderes. Und mich um andere zu kümmern ist für mich ein lohnender Lebensinhalt.«

Er betrachtet sie, verloren und doch voll Bewunderung für ihre Entschlossenheit. Seit dem Unfall ist sie nicht mehr ganz dieselbe, als hätte sich die Zeit beschleunigt, wie Karten, die man abwirft, zwei auf einmal, um sie schneller auszuteilen. Susan wirkt schon älter als ihre einundzwanzig Jahre, außer sie lacht, was häufig vorkommt. Sobald sie ihren Junior-College-Abschluss und das Associate-of-Arts-Diplom in der Tasche hatte, war sie für den Peace Corps tätig geworden, jener humanitären Organisation, die junge Leute ins Ausland schickt.

In knapp einer Stunde würde sie zu einem zweijährigen Aufenthalt in Honduras aufbrechen. Mehrere tausend Kilometer von New York entfernt, würde sie in eine andere Welt eintreten.

In der Bucht von Puerto Castilla und in der von Puerto Cortes waren alle, die sonst gern unter freiem Himmel schliefen, lieber in ihre Häuser gegangen. Am Ende des Nachmittags war Wind aufgekommen, der jetzt schon stärker wurde. Doch sie beunruhigten sich nicht. Es war weder das erste noch das letzte Mal, dass sich ein tropischer Sturm ankündigte. Das Land war an Regengüsse gewöhnt, die zu dieser Jahreszeit häufig waren. Der Tag schien sich ungewöhnlich früh verabschieden zu wollen, die Vögel nahmen Reißaus – ein schlechtes Vorzeichen. Gegen Mitternacht wirbelte der Sand auf und bildete Wolken, nur wenige Zentimeter über dem Boden. Das Meer

schwoll an, schnell, und schon waren die Rufe, die man sich zuwarf – die Boote müssten fester vertäut werden –, nicht mehr zu verstehen.

Im Schein der zuckenden Blitze schaukelten sie gefährlich auf den brodelnden Wogen. Von der Dünung auf- und abgepeitscht, stießen ihre hölzernen Flanken krachend aneinander. Um zwei Uhr fünfzehn wurde das fünfunddreißig Meter lange Frachtschiff *San Andrea* gegen das Riff geschleudert und versank innerhalb von acht Minuten, nachdem die ganze Backbordseite aufgeschlitzt worden war. Im selben Augenblick hob auf dem kleinen Flugplatz von La Ceiba die vor einem Hangar parkende silbergraue DC3 unvermittelt ab, um gleich darauf zu Füßen des Baus, der als Kontrollturm diente, wieder auf den Boden zu krachen; es war kein Pilot an Bord. Die beiden Propeller knickten ab, und das Leitwerk zerbrach in zwei Teile. Wenige Minuten später kippte der Tanklastwagen auf die Seite, rutschte ab, und eine Funkengarbe entzündete das Benzin.

Philip greift nach Susans Hand, dreht sie um und streichelt die Innenfläche.

»Du wirst mir so fehlen, Susan.«

»Du mir auch ... und wie!«

»Einerseits bin ich stolz auf dich, andererseits hasse ich es, so im Stich gelassen zu werden.«

»Hör bitte auf. Wir hatten uns doch so fest vorgenommen, dass keine Tränen fließen.«

»Verlang nicht das Unmögliche!«

Einer zum anderen vorgeneigt, teilen sie die Trauer der Trennung und das Glück einer neunzehnjährigen Verbundenheit, die fast schon ihr ganzes Leben ausmacht.

»Höre ich von dir?«, fragt er mit einer Kleinjungenstimme.

»Nein!«

»Schreibst du mir?«

»Meinst du, ich könnte ein Eis haben?«

Er dreht sich um, winkt den Kellner herbei und bestellt zwei Kugeln Vanilleeis, darüber heiße, geschmolzene Schokolade, bestreut mit Mandelsplittern, und das Ganze mit flüssigem Karamell übergossen, genau in dieser Zusammenstellung ihr absolutes Lieblingsdessert.

Susan sieht ihm geradewegs in die Augen. »Und du?«

»Ich schreibe dir, sobald ich deine Adresse habe.«

»Nein, ich meine, hast du dich entschieden, was du machen willst?«

»Zwei Jahre Cooper Union in New York, dann versuche ich, in einer großen Werbeagentur unterzukommen.«

»Also hast du deine Meinung nicht geändert? Unsinn ... Was sage ich – schließlich änderst du deine Meinung nie.«

»Im Gegensatz zu dir?«

»Philip, du wärest nicht mitgekommen, wenn ich dich darum gebeten hätte, weil es einfach nicht dein Leben ist. Und ich, ich kann nicht hierbleiben, weil es nicht meines ist. Also hör auf, so ein langes Gesicht zu machen.«

Susan schleckt genüsslich ihren Löffel ab, füllt ihn, und führt ihn von Zeit zu Zeit auch an Philips Mund, der es willig mit sich geschehen lässt. Sie kratzt den Grund des

Bechers aus, versucht, die letzten Mandelsplitter zu erwischen. Die große Uhr an der Wand gegenüber steht auf fünf. Es folgt ein kurzes, befremdliches Schweigen. Schließlich beugt sie sich über den Tisch, schlingt die Arme um Philips Hals und flüstert ihm ins Ohr: »Ich fürchte mich, weißt du?«

Philip schiebt sie ein wenig zurück, um sie besser ansehen zu können, und erwidert: »Ich auch.«

Um drei Uhr morgens rollte eine erste neun Meter hohe Flutwelle heran, zermalmte den Damm von Puerto Lempira und schob Tonnen von Erdreich und Steinen zum Hafen, der buchstäblich zerquetscht wurde. Die Kraft des Windes knickte den Metallkran ab, sein Ausleger krachte auf das Containerschiff *Rio Platano* und spaltete die Brücke, sodass es im aufgewühlten Wasser versank. Nur sein Bug tauchte, zornig zum Himmel gerichtet, bisweilen zwischen zwei Wellen auf; in der Nacht verschwand er für immer im Dunkel. In dieser Region, in der alljährlich ungeheure Wassermassen niedergehen, wurden diejenigen, die den ersten Angriff von Fifi überlebt hatten und ins Landesinnere zu fliehen suchten, nun Opfer der überquellenden Flüsse, die, nachts geweckt, über ihre Ufer traten und alles auf ihrem Weg mit sich fortrissen. Sämtliche Ortschaften im Tal verschwanden, überflutet von den brodelnden Wassermassen, die abgebrochene Baumstämme, Brückenteile, Trümmer von Straßen und Häusern mit sich führten. In der Gegend von Limon rutschten ganze Dörfer – an den Hängen des Amapala, Piedra Blanca, Biscuampo Grande,

La Jigua und Capiro gelegen – mit dem Erdreich in die schon überschwemmten Täler hinab. Überlebende, die sich auf die wenigen noch stehenden Bäume hatten flüchten können, kamen in den darauffolgenden Stunden um. Gegen zwei Uhr dreißig schlug die dritte, mehr als elf Meter hohe Flutwelle mit voller Wucht auf den Bezirk mit dem unheilvollen Namen Atlantida ein. Millionen Tonnen Wasser rollten auf La Ceiba und Tela zu, bahnten sich einen Weg durch die schmalen Gassen, und gewannen dadurch, dass sie eingengt wurden, noch mehr Kraft. Die Häuser am Meeresrand waren die ersten, die ins Wanken gerieten und einfach auseinanderbrachen, unterspült von den gewaltigen Wassermengen. Die Wellblechdächer hoben sich, um dann zu Boden geschleudert zu werden und die ersten Opfer dieses Naturmassakers unter sich zu begraben.

Philips Blick gleitet zu ihren Brüsten hinab, deren Rundungen plötzlich etwas Provozierendes haben. Susan bemerkt es, öffnet den oberen Knopf ihrer Bluse und zieht das kleine Goldmedaillon hervor.

»Aber dabei kann mir ja nichts passieren, denn ich habe deinen Glücksbringer, den ich nie ablege. Er hat mich schon einmal gerettet, ihm habe ich's zu verdanken, dass ich nicht mit ihnen in den Wagen gestiegen bin.«

»Das hast du mir schon hundertmal gesagt, Susan. Bitte sprich nicht davon, genau bevor du ins Flugzeug steigst, hörst du?«

»Auf jeden Fall schützt es mich«, sagt sie und lässt das Medaillon wieder in ihrem Ausschnitt verschwinden.

Es war der Unterpand eines Treueschwurs. Eines Sommertags hatten sie beschlossen, Blutsbrüder zu werden. Ihrem Vorhaben waren intensive Recherchen vorausgegangen. Und nach der Lektüre verschiedener Indianer-Bücher, die sie in der Bibliothek ausgeliehen und auf einer Bank des Pausenhofs eingehend studiert hatten, bestand kein Zweifel mehr daran, wie sie vorzugehen hatten. Sie mussten ihr Blut vermischen, sich also schneiden. Susan hatte das Jagdmesser aus dem Arbeitszimmer ihres Vaters entwendet, und sie hatten sich damit in Philips Gartenhütte versteckt. Er hatte den Zeigefinger ausgestreckt und versucht, die Augen zu schließen, dann aber, als sich die Klinge der Fingerkuppe näherte, wurde ihm schwindelig. Da sie sich auch nicht ganz wohl dabei fühlte, steckten beide die Nase wieder in das *Handbuch der Apachen*, um darin eine Lösung für ihr Problem zu finden: »Die Opfergabe eines geheiligten Gegenstands zeugt von der ewigen Bindung zweier Seelen«, hieß es auf Seite zweihundertsechsdreißig.

Nach Überprüfung der Bedeutung des Worts »Opfergabe« wurde die zweite Methode vorgezogen und einvernehmlich angenommen. Während der feierlichen Zeremonie, bei der mehrere Irokesen- und Siouxdgedichte vorgetragen wurden, legte Philip das Kettchen mit dem Medaillon um Susans Hals. Sie trennte sich nie mehr davon, obwohl ihre Mutter sie drängte, es wenigstens zum Schlafen abzunehmen.

Susan lächelt, sodass ihre Wangenknochen hervortreten.

»Kannst du meinen Seesack tragen? Er ist tonnenschwer,

und ich muss mich noch umziehen, sonst krepriere ich dort vor Hitze.«

»Aber du hast doch nur eine Bluse an!«

Sie ist schon aufgestanden, zieht ihn am Arm hinter sich her und bedeutet dem Barmann, den Tisch für sie frei zu halten. Der antwortet mit einem Nicken; das Lokal ist sowieso fast leer. Philip stellt den Seesack vor der Tür der Damentoilette ab.

Susan baut sich vor ihm auf und sagt: »Kommst du? Ich sagte doch, das Ding ist zu schwer für mich.«

»Gerne, aber soweit ich weiß, ist das hier für Frauen reserviert.«

»Na und? Hast du plötzlich Angst, mich in der Toilette zu beobachten? Ist das vielleicht komplizierter als die Trennwand im Gymnasium oder die Luke vom Badezimmer bei dir zu Hause? Also komm rein.«

Sie zieht ihn an sich und lässt ihm keine andere Wahl, als ihr zu folgen. Er ist erleichtert, dass es nur eine Kabine gibt. Sie stützt sich auf seine Schulter, zieht den linken Schuh aus und zielt damit auf die Glühbirne an der Decke. Sie trifft beim ersten Versuch, und die Birne zerspringt mit einem trockenen Knacken. Ein dürftiges Neonlicht über dem Spiegel ist jetzt die einzige Beleuchtung. Sie lehnt sich ans Waschbecken, schlingt die Arme um ihn und drückt die Lippen auf seine. Nach einem ersten heißen Kuss wandert ihr Mund zu seinem Ohr, und beim Hauch ihrer flüsternden Stimme laufen ihm heißkalte Schauer den Rücken hinunter.

»Dein Medaillon hat sich schon an meine Brust ge-

schmiegt, noch ehe sie richtig entwickelt war. Deine Haut soll die Erinnerung an sie noch lange behalten. Ich gehe, aber ich will dir in der Zeit meiner Abwesenheit keine Ruhe lassen, damit du keiner anderen gehörst.«

»Du bist größtenwahnsinnig!«

Der kleine grüne Halbmond des Türschlosses springt auf Rot.

»Sei still und mach weiter«, sagt sie. »Ich will wissen, ob du was dazugelernt hast.«

Eine ganze Weile später kommen die beiden zurück und nehmen unter den forschenden Blicken des Barkeepers, der seine Gläser trocknet, wieder an ihrem Tisch Platz.

Philip greift erneut nach ihrer Hand, doch Susan scheint mit ihren Gedanken schon weit weg zu sein.

Weiter nördlich, am Zugang zum Sula-Tal, rissen die Fluten mit ohrenbetäubendem Grollen alles mit, was sich ihnen in den Weg stellte. Autos, Vieh, Trümmer tauchten bisweilen aus den schlammigen Strudeln auf, dann wieder ein grauenvolles Gewirr von zerfetzten Gliedern. Nichts vermochte diesen Urkräften zu widerstehen, Strommasten, Lastwagen, Brücken, ganze Fabriken lösten sich vom Boden und wurden weggeschwemmt. Innerhalb von nur wenigen Stunden hatte sich das Tal in einen See verwandelt. Viel später würden sich die Alten des Landes erzählen, es sei die Schönheit der Landschaft gewesen, die Fifi veranlasst habe, zwei Tage vor Ort zu bleiben; zwei Tage, die zehntausend Männer, Frauen und Kinder das Leben kostete und knapp sechshunderttausend obdachlos machte.

Innerhalb von achtundvierzig Stunden wurde dieses kleine Land von der Größe des Staates New York, eingekeilt zwischen Nicaragua, Guatemala und El Salvador, von einer Kraft hinweggerafft, die der von drei Atombomben entsprach.

»Wie lange wirst du dortbleiben, Susan?«

»Wir müssen jetzt wirklich gehen, sonst verpasse ich mein Flugzeug. Oder willst du lieber hierbleiben?«

Er erhebt sich wortlos, lässt einen Dollar auf dem Tisch zurück. Als sie in den Gang treten, presst Susan die Nase an das Bullauge der Tür und betrachtet die leeren Stühle, auf denen sie gesessen haben. Und in einem letzten Kampf gegen die Emotionen des Augenblicks beginnt sie, so schnell wie möglich zu sprechen.

»Wenn ich in zwei Jahren zurückkomme, erwartest du mich hier in dieser Bar, als würden wir uns heimlich treffen. Ich erzähle dir alles, was ich gemacht habe, und du erzählst mir, was du getan hast, und wir setzen uns an denselben Tisch, weil er uns gehört; und wenn ich eine moderne Florence Nightingale geworden bin und du ein großer Maler, bringt man sicher eines Tages eine kleine Kupferplakette mit unseren Namen darauf an.

An der Sperre erklärt sie ihm, dass sie sich nicht umdrehen würde; sie wolle sein trauriges Gesicht nicht sehen, sondern lieber sein Lächeln in Erinnerung behalten. Sie will auch nicht an den Verlust ihrer Eltern denken, was wiederum seine Eltern bewogen hatte, nicht zum Flughafen zu kommen.

Er nimmt sie in die Arme und flüstert: »Pass auf dich auf.«

Sie drückt den Kopf an seine Brust, um etwas von seinem Geruch mitzunehmen und ihm ein wenig von ihrem zu lassen. Schließlich reicht sie der Bodenstewardess ihr Ticket, küsst Philip ein letztes Mal, holt tief Luft und bläst die Backen auf wie ein Clown. Dann steigt sie die Stufen hinunter, läuft zum Flugzeug, klettert die Treppe empor und verschwindet in der Maschine, ohne einen letzten Blick zurückzuwerfen.

Philip kehrt in die Bar zurück und setzt sich wieder an »ihren« Tisch. Stotternd springen die Triebwerke der Douglas an und stoßen nacheinander graue Rauchwolken aus. Die Propeller machen eine Drehung entgegen dem Uhrzeigersinn, dann zwei langsame in die andere Richtung, bevor sie unsichtbar werden. Die Maschine schwenkt herum, rollt langsam auf die Piste zu. Am Ende bleibt sie einige Minuten stehen und geht in Startposition. Die Räder auf der weißen Bodenmarkierung setzen sich erneut in Bewegung und lassen das Fahrgestell erzittern. Die Gräser an den Seitenstreifen scheinen sich vor dem Flugzeug zu verneigen. Das Fenster der Bar vibriert, als die Motoren hochgefahren werden, die Flügel entsenden einen letzten Gruß, und die Maschine beginnt schneller zu rollen. Sie gewinnt an Tempo, ist bald auf Philips Höhe, er sieht das Heck vorbeigleiten, die Räder sich vom Boden lösen. Die DC3 geht steil nach oben, schwenkt in eine Rechtskurve und verschwindet in einer dünnen Wolkenschicht.

Er starrt noch eine Weile in den Himmel, wendet

schließlich den Blick ab, blickt auf den Stuhl, auf dem Susan eben noch gesessen hat. Ein unerträgliches Gefühl von Verlassenheit überkommt ihn. Er steht auf und geht, die Hände in den Taschen vergraben.

KAPITEL 2

25. September 1974, an Bord der DC3...

Mein Philip,

ich glaube, es ist mir nicht gelungen, diese Angst, die mir den Magen zuschnürte, vor Dir zu verbergen. Ich habe gerade das Flughafengelände in der Ferne verschwinden sehen. Mir war richtig schwindelig, solange wir unter den Wolken waren, jetzt geht es mir sehr viel besser. Ich bin enttäuscht, wir haben nichts von Manhattan gesehen, aber jetzt reißt die Wolkendecke auf, und ich kann fast die Wellen zählen. Sie sind winzig und erinnern mit ihren Schaumkronen an Schäfchen. Ich habe sogar einem großen Schiff nachgeschaut, das Kurs auf Dich hält. Du hast bestimmt bald schönes Wetter.

Ich weiß nicht, ob Du meine Schrift entziffern kannst, wir werden gerade ganz schön durchgeschüttelt. Vor mir liegt eine lange Reise; in sechs Stunden, nach einem Zwischenstopp in Washington, bin ich in Miami, dann steigen wir um und fliegen nach Tegucigalpa. Allein schon der Name hat etwas Magisches. Ich denke an Dich, Du musst unterwegs nach Hause sein; grüße Deine Eltern von mir

und umarme sie! Ich schreibe Dir, wie die Reise weitergeht. Pass Du auch auf Dich auf, mein Philip ...

Susan,

ich komme eben nach Hause. Dad und Mum haben mir keine Fragen gestellt: Mein Gesicht wird ihnen verraten haben, wie es um mich bestellt ist. Tut mir leid wegen vorhin, ich hätte Deine Freude akzeptieren müssen, Deine Lust, von hier fortzukommen. Du hast recht, ich weiß nicht, ob ich den Mut gehabt hätte, Dich zu begleiten, wenn Du es vorgeschlagen hättest. Aber Du hast es nicht getan, und ich denke, es ist besser so. Ich weiß selbst nicht recht, was dieser letzte Satz bedeuten soll. Die Abende ohne Dich werden lang sein. Ich schicke diesen ersten Brief ans Büro des Peace Corps in Washington, die werden ihn weiterleiten.

Du fehlst mir schon allzu sehr,

Philip

... ich greife erneut zu Stift und Papier. Im Moment haben wir ein unglaubliches Licht, so was hast Du noch nie gesehen, ich übrigens auch nicht. Hier, über den Wolken, beobachte ich einen richtigen Sonnenuntergang, von oben betrachtet, ist das total verrückt. Wie schade, dass Du nicht hier bist, um zu sehen, was ich sehe. Ich habe vorhin vergessen, Dir etwas sehr Wichtiges zu sagen: Ich glaube, Du wirst mir ganz schrecklich fehlen.

Susan



Marc Levy

Wo bist du?

Roman

Taschenbuch, Broschur, 304 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-38166-1

Blanvalet

Erscheinungstermin: August 2013

Wie viele Chancen hat die große Liebe?

Als Jugendliche schworen sich Philip und Susan ewige Liebe. Doch das Leben hatte andere Pläne mit ihnen. Während die abenteuerlustige Susan als Entwicklungshelferin nach Honduras fliegt, wartet der ruhige Philip in New York auf sie. Vom Leben des anderen kennen sie nur das, was sie sich in ihren zahlreichen Briefen schreiben.

So vergeht Jahr für Jahr. Bis eines Tages ein kleines Mädchen vor Philips Tür steht: Susans Tochter. Aber wo ist Susan? Nun ist es an Philip, sein Versprechen von einst zu halten: Immer für sie da zu sein und für sie sogar bis ans Ende der Welt zu gehen ...



[Der Titel im Katalog](#)